

Ist alles selbstverständlich geworden? Muss alles selbstverständlich sein, was getan, gesagt, geleistet, gefühlt wird? Ganz gleich, ob dafür mit Geld bezahlt wird oder nicht? Die anderen geben uns, weil wir ihnen etwas geben. Ein gerechter Ausgleich. Wir geben anderen, damit sie uns geben. Die Natur hat uns zu geben, weil wir uns um die Natur mehr oder weniger kümmern. Gott hat uns zu geben, weil wir ihm Zeit, Gebete und Gedanken geben. Solches Verhalten, solche Ansichten empfinden viele normal und richtig. Wenn alles zur Dienstleistung verkommt, wenn alles selbstverständlich, weil wir dafür bezahlen mit Steuern, Beiträgen, dann wachsen falsche Ansprüche an das Leben, an andere, selbst an Menschen in unserer unmittelbaren Umgebung. Leistung gegen Leistung, auf Gabe erfolgt Gegengabe. Menschen, die etwas umsonst geben, fallen auf, überraschen. Doch selbst die kostenlose Gabe, ganz gleich was, wird hinterfragt, weil für viele gilt: was nichts kostet, kann nichts wert sein. Doch wenn alles nur auf Leistung und Gegenleistung beruht bleiben das Unverhoffte, Unerwartete, das unverdiente Glück, gute Begegnungen auf der Strecke, ja man rechnet gar nicht mehr damit, man übersieht, überhört manches Gute, manch Glück, was einem widerfährt. Auf diese Weise gehen auch Lebensfreude und Dankbarkeit verloren, weil direkt gedacht wird, was der andere wohl dafür erwartet und das erzeugt Druck, es belastet das Miteinander wie auch das eigene Lebensgefühl. Ist das nicht eine Art von Aussatz, was uns vom wirklichen Leben abhält, wie die Krankheit des Aussatzes? Sowie manche Krankheit unser Leben einschränkt, uns von anderen abhält, Mitmenschen uns meiden und auf Distanz gehen, so gibt es Ansichten, Einstellungen, Verhalten, Denken und Empfinden, welche uns am Leben hindern oder Leben verhindern. Manches Denken in Gesellschaft und Politik, im alltäglichen Umgang macht Menschen zu Aussätzigen, mit denen man keinen Kontakt haben will, oder sie ausgrenzt, sie nicht haben will, weil sie fremd, krank, arm, gescheitert, anders leben und denken und glauben als wir. Der Schrei um Erbarmen, um Hilfe, um Zuwendung, um Nähe soll nicht gehört werden, muss verhindert werden. Ist nicht dieses Denken und Fordern eine

Art Aussatz, eine Krankheit des Denkens, des Menschenbildes? Jesus und seine Freunde leben und denken anders, sie sehen die Not in ihren vielen Ausprägungen; sie sehen den Menschen, der leidet, sie hören seinen Schrei um Erbarmen. Christen wissen, wie sehr sie selbst der Hilfe, der Zuwendung, der Nähe anderer bedürfen, um zu leben. Wer ehrlich ist zu sich selbst, der weiß auch, was ihm an Lebensqualität mangelt, wonach er sich sehnt, was fehlt, um gelungen und geliebt zu leben, der weiß auch, was andere von ihm fernhält oder womit wir andere hindern uns nahe zu kommen. Denn jede wirkliche Begegnung verändert uns selbst, vermag uns neue Horizonte eröffnen, zeigt uns eigene Begabungen, Fähigkeiten, um Leben für andere zu ermöglichen. Aber der Schrei um Erbarmen in schweren Lebenssituationen bleibt keinem erspart. Wir nehmen beides ernst: Den Schrei um Erbarmen bei anderen Menschen und den Schrei bei uns selbst. Wir sind beides: die den Schrei hören und helfen und die, die hoffen, dass andere sich uns zuwenden, helfen, heilen, aufnehmen in ihr Leben. Wir sind immer beides, wissend um Nöte, Sorgen, Sehnsüchte, Leiden bei anderen und wissend um die eigenen Fragen, Probleme, Träume, Leiden. Der Mensch lebt von der Zuwendung anderer, von der Zuwendung Gottes, der uns Leben ermöglicht, der unser Leben verändert. Denkweisen, Bilder von anderen, Bilder, die man von sich selbst hat werden verändert, wenn wir Mut zum Schrei um Erbarmen haben, wenn wir den anderer hören. Nach Erbarmen verlangen zeigt wie sehr wir auf andere angewiesen sind, um zu leben, wie sehr unser Wohlbefinden, unser Leben von anderen abhängt, von der Natur lebt, von Gott durch Jesus den Weg zum Leben gewiesen wird. Wer das erkennt, für den ist nichts selbstverständlich, der wird bescheiden bleiben und dankbar.